



andreas
unterweger

wie im
siebenten

roman

droschl

ZU NAHE

Weil sie selbst keine Flügel mehr hatten, schossen sie auf alles, was dem Himmel zu nahe kam. Damals, als wir, Judith und ich, Andreas, noch in unserem Zimmer im Siebenten zusammenlebten, beobachteten wir einmal, unten im Innenhof, einen Typen, der, bewegt vom Gesang einer Amsel, die hoch über ihm in den Blättern saß, aus seinem Zeigefinger und seinem Daumen eine Schusswaffe formte, sie auf den Vogel richtete und – angespornt vom Lachen der Typen, die bei ihm waren – nach langem, sehr genauem Zielen, schoss.

Eine Zeit lang erzählten wir, Judith und ich, diese Geschichte immer und immer wieder. Wir erzählten sie allen Leuten, die wir kannten, und wir erzählten sie immer zusammen: Judith sagte die Sätze, die ich begonnen hatte, zu Ende, und umgekehrt. Niemals verpasste einer von uns beiden seinen Einsatz. Am Anfang ließen wir die Geschichte immer noch damit enden, dass der Vogel, trotz des Schusses, der auf ihn abgegeben wurde, ungerührt weiter gesungen habe. Das war Judiths Idee. Später erzählten wir die Geschichte dann anders. Und am Ende

verstummten auch wir.

ETWAS GRÖßERES

Niemand, der in den Krieg gezogen war, war jemals zurückgekommen. Jene, die heimgekehrt waren, waren ebenso tot wie die, die gefallen waren. Obwohl sie nicht mehr am Leben waren, existierten sie weiter, schluckten Sonnenlicht, spuckten Zigarettenrauch und schossen den Tod, dem sie so lang ins Auge gesehen hatten, dass er ihr Spiegelbild geworden war, aus ihren Samenkanonen in die Bäuche ihrer wehrlosen Frauen. Die Bäuche der Frauen schwollen an, halbtote Embryonen wuchsen darin heran, wurden geworfen, gemästet und halb tot geprügelt. Diese Nachkommen suchten sich wiederum Frauen, Frauen, die ihre Halbschwestern waren, Töchter von Väterchen Tod. Mit ihren Halbschwestern zeugten sie, wider jede Vernunft, neue Halbtote: meine Generation.

Judith war zwei Jahre älter als ich. Wenn sie die Augen schloss, sah sie, wie ich, überall Tote. Zu meinen Füßen lag einer, zum Beispiel. Ich beugte mich immer halb nach vor, zu ihm hinunter, konnte aber nie sein Gesicht sehen. Ich ging immer gebeugt. Auch der Exfranz sah Tote. Der Exfranz war drei Jahre älter als ich. Im Schlaf knirschte er, wie ich, mit den Zähnen. Er zermalmte etwas. Etwas zermalmte ihn. Judith atmete schwer, wenn sie schlief. *Wenn* sie schlief. Manchmal stöhnte sie auf. Nacht für Nacht kehrten wir, die wir nie in den Krieg gezogen waren, zurück in den Krieg, der unser aller Vater war. Im Schlaf sahen wir dem Tod ins Auge. Moritz, der Sohn von Judith und Franz, schlief in den ersten drei Jahren seines Lebens nicht eine einzige Nacht durch. Moritz wollte nicht schlafen. Moritz schrie.

Wir hatten ein Loch in der Brust. Das Loch war ein Einschussloch. Das Loch war die Summe der Löcher, die unsere Vorfahren im Krieg in andere Leute geschossen hatten – und umgekehrt. Viele von uns verbrachten ihr Leben mit dem Versuch, das Loch wieder zuzustopfen. Aber das Loch war groß. Zu groß. Das Loch war etwas Größeres als nur *ein* Leben. Manche steckten sich Zigaretten in das Loch. Sie dachten, das sähe gut aus. Aber es sah aus wie das Bild *Schädel mit brennender Zigarette* von van Gogh. Andere gossen Alkohol hinein. Stopften Essen hinein. Steckten Samenkanonen, die eigene, fremde, hinein. Je mehr Samen sie in das Loch hinein schossen, desto größer wurde das Loch. So war das mit dem Loch. Je mehr man hinein tat, desto größer wurde das Loch. Am Ende verschluckte es einen.

Ich hatte fast alles geschluckt. Tabletten zum Beispiel. Wenn ich eine Tablette in das Loch warf, das mein Mund war, hörte man den Aufprall nicht: so tief war das Loch. Als ich Judith begegnete, hatte mich das Loch schon halb verschluckt. Mein

einer Arm hing immer in das Loch. Mein einer Fuß trat immer ins Leere. Baumelte über dem Nichts. Mein rechtes Auge sah immer ins Dunkel. Ich konnte es im Spiegel sehen: mein rechtes Auge war dunkler als das linke, sah aus wie ein Loch. Immer drohte ich in das Loch, nach rechts hin, abzustürzen: ich hielt mich immer leicht schief. So schleppte ich mich neben Judith her. Judith mochte nur ihre rechte Seite. Judith ging immer links von mir. Das traf sich gut. Das linke Auge war mein gutes Auge. Im rechten Auge war ein Loch.

Mit achtzehn war der Vater meines Vaters in den Krieg gezogen. Mein Vater selbst wurde mit achtzehn eingezogen: zum »Dienst an der Waffe«. Mich schickte man mit achtzehn, aus Erziehungsgründen, auf den Bau. Am Bau gab man uns Schlagwerkzeuge, Bohrmaschinen. Mit ihnen schlugen wir ein Loch in eine Wand. Ein Brett löste sich aus der Wand, schoss auf mich zu. Ich schloss die Augen. Das Brett schlug mir ein Loch ins Auge. Ich stand im Staub. Ich schmeckte Blut. Ich spürte wie das Augenlicht aus meinem Schädel floss. Später schoben mich Männer durch sehr lange Gänge. Man schnitt mein Auge auf. Schnitt die Iris heraus. Seit damals blinzele ich ins Licht. Seit damals habe ich einen dunklen Fleck, eine Art Schatten, immer mit im Bild. Als hätte man eine Zigarette auf meinem Weltbild ausgedämpft.

Mit siebzehn steckte ich meine Samenkanone erstmals in ein Loch. Es floss Blut. Ich stöhnte auf. Ich schoss. Damals dachte ich noch, *das* könne das Loch in meiner Brust vielleicht noch stopfen. Aber das stimmte nicht. Das Loch in meiner Brust wurde davon nur größer. Das Loch war groß. Zu groß. Nacht für Nacht schüttete ich Alkohol hinein. Flasche um Flasche goss ich in den Mund, um das Loch voll zu machen. Aber es wurde nicht voll. Es war nie genug. Es quoll niemals über. Wenn es den Kameraden hochkam, trank ich weiter. Ich trank und trank, fuhr mit dem Rad und stürzte. Zwei meiner Zähne brachen ab. Ich schluckte Staub. Ich spuckte Blut. Ein Kamerad brachte mich nach Hause. Meine Mutter weinte, mein Vater schrie. Ich steckte eine Zigarette in das Loch.

Mit sechzehn steckte ich meine erste Liebe in das Loch. Das Ganze war ein Missverständnis. Sie öffnete den Mund. Ihr Mund war klein. Ihr Mund war warm. Aus ihrem Mund kam eine kleine warme Zunge. Ich steckte sie mit ihrer kleinen warmen Zunge voran in das Loch, das mein Mund war ... Sie aber wollte nichts als ein paar Zungenküsse. Sie ging, als sie bemerkte, was da vor sich ging. Sie weinte, als sie ging. Als sie ging, fiel ich in ein Loch. Ich saß über ein halbes Jahr im Loch. Ich weinte nicht. Ich schrie. Schrie ihren Namen. Ihr Name war Iris. Aber Iris kam nicht zurück. Niemand kam jemals zurück. Als ich zurückkam, kam nicht ich zurück. Es war nicht ich, der da zurückkam: etwas fehlte. Erst dachte ich noch, Iris fehle. Aber das stimmte nicht. Es war etwas anderes. Es war etwas Größeres, das mir fehlte.

Mit fünfzehn rauchte ich die erste Zigarette. Es war auf einem Schulausflug. Ich saß im Gras, ich sah den Vögeln zu. Am Weg nach Hause streckte ich meine Arme aus wie Flügel. Zuhause zeigte man mir dann das Röntgenbild. Das Bild zeigte die Brust des Vaters meines Vaters. Ich sah die beiden Lungenflügel. Am rechten Flügel war ein Schatten. Ein dunkler Fleck. Ein Loch. Als hätte man 55 Millionen Zigaretten darauf ausgedämpft. Mit einem solchen Loch im Flügel kann man nicht mehr fliegen. Dein Großvater, sagte das Bild, ist tot. Ich weinte nicht. Schrie nicht. Ich schluckte. Er existierte noch, aber er war schon tot. Ich starrte auf das Bild, das Loch. Beugte mich nach vor, zu ihm hinunter. Ich streckte meine Arme aus wie Flügel. Ich wollte nichts wie raus. Flog raus. Aber im rechten Flügel war ein

Loch.

NICHT NUR

Für mich ist es nur *eine* Geschichte, sagte Judith.
Für mich ist es nicht nur eine *Geschichte*, sage ich.